

Niemand hat gesagt, dass Inklusion einfach ist...

Wege in eine inklusive Kinder- und Jugendhilfe

von Thomas Fertig

Einleitung

Was ist denn nun Inklusion?

Der Begriff `Inklusion´ ist inzwischen schon seit einigen Jahren in aller Munde. Ein Zustand, den „wir“ aus der sonderpädagogischen Ecke uns all die Jahre vorher gewünscht hätten und nicht davon zu träumen wagten, dass die Idee einer inklusiven Pädagogik, einer inklusiven Jugendhilfe und eines inklusiven Bildungssystems mal in einer solchen Breite öffentlich diskutiert wird. Nun ist es genauso, sowohl politisch als auch in Verbänden und bei allen Pädagogen. Man hat den Eindruck, kaum eine pädagogische oder bildungspolitische Diskussion kommt mehr ohne diesen Begriffskomplex aus. Zu diesem Komplex gehören:

Inklusion, Inklusive Schule, Inklusionspädagogik, Schule für alle, Inklusive Gesellschaft, Inklusiver Kiez, Inklusive Haltung, Inklusives Leitbild, Inklusives Bildungssystem usf.

Die jeweiligen Begriffe begegnen uns in Medien, Politik und Pädagogik leider nun schon so inflationär, dass der Begriff inzwischen bereits abgenutzt scheint und bei vielen Kolleg(inn)en zu durchaus nachvollziehbaren Abwehrhaltungen führt.

Was ist Inklusion?

- Herzlich Willkommen zum Inklusions-Input!
- Your´re most welcome to the inclusion-input!
 - Inclusion-input hoş geldiniz!
 - Karibu kwa inclusion-input!
- The oven saste ko input inclusioni!

• Input 11.09.2014 – Kinderschutzforum Köln - Thomas Fertig, Universität des Saarlandes – Saarbrücken/Berlin

„Wie sollen wir das denn nun noch bewältigen?“ hört man hier und da, insbesondere in Fort- und Weiterbildungen zum Themenbereich.

Aber „Inklusive Pädagogik“ ist keine neue, zusätzliche Pädagogik, sondern lediglich eine stärkere und auffordernder Betonung des inklusiven Charakters, den eigentlich per se jede Pädagogik haben sollte: Was ist denn eine Pädagogik, die nicht einem emanzipatorischen, gleichberechtigenden, demokratischen Anspruch folgt, eine Pädagogik, die den Ausschluss als pädagogisches Mittel nicht überwinden will?

Inklusive Prinzipien sind urpädagogische Prinzipien.

Alles was wir aktuell zu tun haben ist eigentlich nur, über viele Jahre versäumtes nachzuholen und wieder geradezurücken: nämlich die gleichberechtigte Teilhabe *ALLER* Kinder und Jugendlichen oder etwa Bürger(inn)en im Stadtteil als eines der wichtigsten pädagogischen Prinzipien wieder stark in den Fokus unserer alltäglichen Arbeit stellen.

Das hört sich fast unmöglich an in einer Phase, in der gleichzeitig individuelle Verhaltensweisen, so genannte herausfordernde und stark auffällige und *gruppenstörende* Verhaltensweisen bei Kindern und Jugendlichen immer stärker zu werden scheinen. So ist bspw. der Anteil der Schüler(inn)en mit Förderbedarf `sozial-emotionales Verhalten´ in den vergangenen Jahren in der schulischen Integrationshilfe rasant angestiegen. Das zeigen nicht nur Zahlen von Studien etwa von der Bertelsmann-Stiftung, sondern insbesondere die Tatsache, dass inzwischen bereits bis zur Hälfte aller Integrationsmaßnahmen über die Jugendämter über SGB VIII (Kinder- und Jugendhilfe) finanziert werden.

„Inklusion“ hat also schon lange nicht allein mehr mit Sonderpädagogik zu tun, sondern ist schon längst ein wichtiger Bestandteil der alltäglichen Arbeit der Kinder- und Jugendhilfe geworden.

Der Gesamtkomplex „Inklusion“ hat für das Bildungssystem und für die gesellschaftliche Entwicklung eine zentrale Bedeutung in der Zukunft:

Wie Stichweh in seinem Text „Inklusion/Exklusion und die Theorie der Weltgesellschaft“ (in Rehberg (Hg.): Differenz und Integration, Opladen, 1997) ausführt steht im Mittelpunkt des Themenkomplexes „Inklusion/Exklusion“ die Frage nach dem Zusammenhalt einer Gesellschaft und insbesondere die Frage nach der bürgerrechtlichen Zugangsgleichheit zu allen gesellschaftlichen Bereichen wie Gesundheit, Bildung, Kultur, Arbeitsmarkt und finanzieller Grundversorgung. Als weiterer Kern steht die demokratische Anerkennung der Gleichberechtigung individueller Verschiedenheit im Mittelpunkt, unabhängig von Bedingungen, außer demokratischen Bedingungen.

Dabei liegt der Fokus der notwendigen Anpassung und Veränderung mindestens genauso stark auf dem System, in anderen Worten: auf dem Umfeld, der Gesellschaft, den gesellschaftlichen oder pädagogischen Rahmenbedingungen, wie auf dem Individuum selbst.

Prof. Dr. Alfred Sander (Saarbrücken, 1987) nannte es den „Ökosystemischen Ansatz“. Das „System“ sind im pädagogischen Alltag längst nicht nur die Gebäudebarrieren, sondern auch Sprachbarrieren, kulturelle/religiöse Vorurteile, pädagogische Kompetenzen des Personals, Methoden in Unterricht und pädagogischem Angebot, Materialien und vor allem Haltung und Einstellung der beteiligten Akteure zueinander, also Fachkräfte, Eltern und Kinder und Jugendliche.

Barrieren stellen die grundsätzliche Art des „Auf-das-Individuum-Zugehens“ dar – wie Andreas Hinz es in seinem Text „Vom sonderpädagogischen Verständnis der Integration zum integrationspädagogischen Verständnis der Inklusion“ (2007) beschrieb:

das „**Readiness-Modell**“, das System wartet sozusagen, bis das Individuum „fertig und bereit“ ist, um teilnehmen zu können. Sollte das Individuum nicht in der Lage sein, bereit zu werden, muss es in ein anderes Nebensystem, bspw. in eine Sonderschule oder ähnliches selektiert werden.

Inklusion aber bedeutet Abschied von der Idee des Readiness-Modell und zwar prinzipiell und von Anfang an.

Der Begriff `Behinderung´ im inklusiven Denken

Man kann „Inklusion“ gut beschreiben, ohne den Begriff „Behinderung“ ein einziges Mal zu verwenden. „Behinderung“ ist auch nach der UN-Konvention für die Rechte von Menschen mit Behinderungen v.a. dann passend, wenn der Begriff Behinderungen beschreibt, die Kinder, Jugendliche oder Erwachsene an der Partizipation behindern: Behindert, weil niemand im Personal da ist, der es schafft, einen Zugang zu finden. Behindert, weil zu

wenig Personal da ist. Behindert, weil niemand auf kreative Kommunikationswege mit dem Kind kommt, das nur auf Ja- und Nein-Fragen antworten kann. Behindert, weil die Vorurteile gegenüber dem Arbeiterkind oder dem Roma-Kind so stark und verfestigt sind, dass das Kind nicht aus der Negativ-Wahrnehmung der Umgebung herauskommt. Behindert dadurch, dass das Kind in ein soziales, bildungsfernes Milieu geboren wurde, aus dem es ohne aufwändige Unterstützung und Förderung nicht heraus kommt. Behinderung ist im inklusiven Sinne und auch im Sinne der aktuellen Definition der Weltgesundheitsorganisation (WHO) ein sozialer Begriff und kein Schädigungs- oder Krankheitsbegriff.

Diese Perspektive der sozialen Wahrnehmung erfordert eine intensive Auseinandersetzung mit Menschenbild, Haltung, Einstellung zu Verschiedenheit und Diskriminierung etc.

Die Entwicklung einer „inklusiven Haltung“ ist ein entscheidender Baustein inklusiver Einrichtungenwicklung und inklusiver Konzeptentwicklung und erfahrungsgemäß ein sehr effektiver Baustein.

Unterschied Integration / Inklusion

„Jede Menschenrechtsverletzung verletzt nicht nur ein Recht, sondern sie verletzt vor allem immer auch einen Mensch.“ (Amnesty-Kalenderspruch vom 11.12.12)

Üblicherweise unterscheidet man das Konzept der Integration und Integrationspädagogik und das der Inklusion / Inklusionspädagogik durch mehrere Punkte:

a) Das Konzept der inklusiven Gesellschaft / eines inklusiven Angebotes / eines inklusiven Bildungssystem ist menschenrechtsgestützt und basiert auf einem demokratischen Rechtsanspruch auf gleichberechtigte Partizipation jedes einzelnen, unabhängig von seiner/ihrer individuellen, besonderen Erscheinung. Im Mittelpunkt steht die bedingungslose Verpflichtung einer Gesellschaft, die Partizipation für jede/n zu ermöglichen. Einzige Bedingung: Die Einhaltung demokratischer Regeln und Grundwerte. Das Grundrecht auf Partizipation ist unteilbar, muss also für jeden gelten. Die Unteilbarkeit ist ein menschenrechtliches Grundprinzip.

Im Konzept der Integration gab es die Frage nach der Integrationsfähigkeit, sprich es wurde (und wird!) danach gefragt, welches Kind, welches Individuum überhaupt fähig ist, dabei zu sein und welches nicht. Die, die nicht integrationsfähig sind müssen separiert werden. Die Idee einer **Integrationsfähigkeit oder -unfähigkeit** widerspricht jedem inklusiven Menschenbild.

Wenn aber jemand (*INTEGRATION*Spädagogisch) integriert wird, dann ist er/sie jederzeit noch als „Integrationskind“ erkennbar, als Zugehörige(r) zu einer auffälligen Minderheit und unterscheidet sich weiterhin deutlich von „der Mehrheit“, sei es durch die Bezeichnung und den begutachteten sonderpädagogischen Förderbedarf, sei es durch das Herausfallen aus dem allgemeinen Gruppenangeboten und das Auffallen durch spezielle Angebote.

Im integrativen Denken wird simpel in zwei Welten differenziert (2-Gruppen-Theorie):

in Mehrheit und Minderheit

in nicht-behindert und behindert

in Deutsche und Ausländer oder Migrant

in Alte und Junge

in Arme und Reiche

in Arbeitende und Arbeitslose

in Muslime und Nicht-Muslime usw.

Dies sind alles Aufteilungen (nach Hinz „Aufräumungen“) in sehr simple, wenig differenzierte und letztlich falsche Gruppen, da die einzelnen Gruppen bei genauerem Hinsehen in sich so unterschiedlich sind, dass eine Aufteilung in eine „Zweierwelt“ eigentlich nicht möglich und vor allem nicht mehr zeitgemäß ist.

Wir sehen es jeden Tag, wozu simples schwarz-weiß-Wahrnehmen und -Denken führt: zu Aufteilung und Aufspaltung von Gruppen bis hin zum gegeneinander Aufbringen von gesellschaftlichen Gruppen.

Der differenzierte, feinere und genauere Blick auf einen Menschen und eine Gruppe ist einer der wichtigen inklusiven Schlüssel bspw. auch in Diagnose und Hilfeplanung. Das „inklusive Konzept“, die inklusive Haltung fordert ein komplexeres und individuelleres Herangehen an Wahrnehmung, Begegnung, Beurteilung und Fördern von Menschen: Dazu bemüht sich eine inklusive Pädagogik in der Beschreibung, Diagnose, Einschätzung von Personen kategorienbewusst und begriffsbewusst vorzugehen: Begriffe und Aussagen wie „Geistig Behinderte sind...“, „Deutsche sind...“, „die Roma sind...“, „die Araber machen...“ usw. passen nicht mehr in ein komplexes und differenziertes gesellschaftliches Weltbild. Die Zeit der einfachen Rezepte ist vorbei.

Ein weiterer wichtiger Unterschied, der sich aus den oben genannten Unterschieden in der Haltung und Wahrnehmung ergibt ist der der Aufteilung in verschiedene Integrationsbereiche:

Bisher waren die Integrationsbemühungen der Minderheit „Behinderte“, der Minderheit „Migranten“ oder die Gleichberechtigungsbemühungen der Frauenbewegung oder die der „Homosexuellen“ oder etwa die Seniorenarbeit strikt voneinander getrennt. Der Berufsstand der Sozialpädagogen hatte bisher wenig oder gar nicht mit dem der Sonderpädagogen zu tun. Die Ehrenamtlichen oder die Altenpfleger in der Seniorenarbeit hatten bisher wenig mit dem Berufsstand der Erzieher/innen o.ä. zu tun.

In einer „Pädagogik der Vielfalt“ (einen Begriff, den Annemarie Prengel schon in den 80er prägte) oder in der „Pädagogischen / Gesellschaftlichen Bewältigung von individueller Heterogenität“ löst sich die strikte Zuständigkeit bestimmter (Berufs-)gruppen für die Integration bestimmter konstruierter sozialer Minderheiten und Gruppen genauso auf wie sich das Aufrechterhalten dieser sozialen Gruppen überhaupt auflöst.

Moderne Kinder-und Jugendhilfe ist also per se für ALLE Kinder und Jugendlichen bis 27 Jahre (und deren Eltern) zuständig und sollte die Rechte aller gleichberechtigt zu vertreten versuchen.

Wie Stichweh sagt ist die gemeinsame(!) Aufgabe einer inklusiven Gesellschaft und einer inklusiven Pädagogik, sich mit Ursachen zu beschäftigen, die zu Exklusion führen und Strategien (politisch wie pädagogisch) zu entwickeln, solchen Exklusionsentwicklungen entgegenzuwirken. Die Ursachen von Exklusion können dabei individuell sehr unterschiedlich sein: Geschlecht, kultureller, nationaler Hintergrund, religiöser Hintergrund, bestimmte auffällige Abweichungen im körperlichen Erscheinungs- oder Bewegungsbild, in der Verständniskompetenz, im Hör-, Seh- oder Wahrnehmungskompetenz, im sozialen Verhalten, in der sexuellen Orientierung udgl. mehr.

Um diese „Exklusions-Vermeidungs-Anstrengungen“ oder eben Inklusionsanstrengungen gemeinsam bewältigen zu können ist Vernetzung und Kooperation von verschiedenen Kompetenzen, Berufsbereichen, Trägern, Vereinen, Institutionen, die bisher möglicherweise noch kaum miteinander zu tun hatten, ein elementarer konzeptioneller, methodischer Ansatz im inklusiven Arbeiten.

Der Begriff Inklusion tauchte in Europa zum ersten Mal im Zusammenhang mit der

Salamanca-Erklärung von 1994 auf (Verpflichtung / freiwillige Konvention weltweiter Lehreinrichtungen zur Entwicklung inklusiver Bildungssysteme und Schulsysteme). In der Sonderpädagogik fasste der Begriff aber erst ab etwa dem Jahr 2000 Fuß und setzte sich langsam hier und da durch. Erst seit der Ratifizierung der UN-Konvention 2009 breitete sich der Begriff allmählich in anderen Berufsbereichen aus, insbesondere Sozialpädagogik / Sozialarbeit, Migrant*inneninitiativen und v.a. auch Sozialpolitik.

Mit der UN-Konvention wurde der Rechtsanspruch, der Menschenrechtscharakter von Partizipation nicht erfunden, sondern lediglich hervorgehoben und mahnend darauf hingewiesen, da er insbesondere im deutschen Bildungs- und Sozialsystem laut UN immer noch zu wenig Durchschlagskraft hat.

In den Medien wird Inklusion leider immer noch völlig verkürzt und oberflächlich einfach mit „Gemeinsames Lernen Behinderter und Nicht-Behinderter“ übersetzt, was eine gesellschaftliche Chance, sich tatsächlich in eine echte inklusivere Richtung weiterzuentwickeln ausbremst, da solch eine Interpretation des Begriffes die alten Trennungen weiter zementiert und die bequeme Haltung zulässt: „Aha, wenn Inklusion nur Menschen mit Behinderung betrifft hab ich damit ja nichts zu tun.“, andererseits verhilft es wenigstens diesem Themenausschnitt zu solch einem Auftrieb, dass es im Sinne von „besser als gar nichts“ möglicherweise nach Andreas Hinz immerhin eine frühe Phase hin zu einer „Gesellschaft und Pädagogik der Vielfalt“ sein kann.

Systemischer Zugang zu Inklusion/Exklusion

Die inklusive Haltung, die Idee der inklusiven Gesellschaft oder eines inklusiven pädagogischen Bildungsangebotes ist systemisch, geht also von der besonderen Verantwortung des Systems aus, sich den unterschiedlichen individuellen Bedarfen der einzelnen anzupassen, sich dementsprechend zu verändern und mit diesen Bedarfen konstruktiv auseinanderzusetzen. Das „System“ ist also im inklusiven Sinne immer in Bewegung und Entwicklung, immer in dem Bemühen, der individuellen Heterogenität aller gerecht zu werden.

„Das System“ ist mal die gesamte Gesellschaft, mal eine Schule, mal ein Jugendzentrum, mal ein Beratungs- oder ein offenes Bildungsangebot, mal eine Kita usw.

Niklas Luhmann, der bekannte sozialwissenschaftliche Systemtheoretiker, hatte direkt wenig mit dem Thema „Inklusion“ zu tun und hat sich in seinen Veröffentlichung doch immer wieder auf die beiden Begriffe Inklusion/Exklusion bezogen. Luhmann hat sehr klar gesagt, dass er nichts von der Vision einer „fertigen, erreichten inklusiven Gesellschaft“ oder eines „endlich erreichten inklusiven Bildungssystems“ hält. „Inklusion“ als Endzustand oder als konkret anzustrebendes Ziel ist nach Luhmann nicht verwirklichtbar. Für Luhmann und auch für seinen ideellen Nachfolger Prof. Dr. Peter Fuchs ist Inklusion bereits **„das Aufeinandertreffen von unterschiedlichen Systemen und Individuen“**.



Dieses Aufeinandertreffen ist im demokratischsten Sinne mit Konflikten, Auseinandersetzungen und Reibungen verbunden. Wichtig ist, dass Kommunikation und, wie Fuchs es nennt, „Adressiertheit“, also aufeinander Bezogen-Sein entsteht. Für beide, Luhmann und Fuchs, ist das Inklusion: Der beginnende und nicht abzuschließende Prozess von Aufeinandertreffen, Kommunikation und immer wieder Konfliktaustragung und zeitweise Konfliktlösung.

Meinem Verständnis nach ist dies eine urdemokratische Kultur des Miteinanders: Gegensätze, Anderes, Fremdes, andere Werte aushalten, sich damit auseinandersetzen und immer wieder vorübergehend haltbare Kompromisse finden. Konflikte und Konfrontation bspw. zwischen Deutschen muslimischen und Deutschen christlichen Glaubens oder zwischen an konservativen Familienbildern und an offeneren, moderneren Familienbildern orientierten Mitgliedern als normalen Bestandteil eines demokratischen, inklusiven Gesellschafts- und Gruppenprozesses anerkennen.

Aufgabe der Jugendhilfe ist hier also, **Aufeinandertreffen ermöglichen und konfliktkompetent begleiten.**

Dieser systemtheoretische Ansatz Luhmanns und Fuchs hat für die alltägliche Praxis etwas sehr entlastendes: Konflikte in der Gruppe oder in der Schule, misslungene Versuche inklusiven Unterrichts oder misslungene Versuche, Heterogenität zu bewältigen, sind nicht automatisch Zeichen schlechter oder unprofessioneller pädagogischer Qualität! Mal misslungene inklusive Tage und mal überforderte, sehr schwierige Tage, konfliktreiche und scheinbar bildungsmäßig nicht sehr effektive Tage sind normaler Bestandteil des inklusiven Weges.

Wichtig ist: im menschenrechtlichen Sinne gibt es ja sowieso keine Alternative zum Inklusionsversuch. Selektion und Exklusion einzelner „Störer“ oder „schwieriger Kinder“ kommt sowieso nicht Frage. Heterogenität und Konfliktpotential in demokratischen Zusammenhang wird also als belebend, lehrreich für alle und normal anerkannt. Diese Haltungsänderung erleichtert inklusiven Alltag.

Methodisch-Praktischer Zugang

Die Bewältigung von Heterogenität im bildungspädagogischen Alltag verlangt differenzierte Lern-, Informations- und Gesundheitsangebote:

in unterschiedlichen Sprachen

mit unterschiedlichen Lernniveaus

mit unterschiedlichen Inhalten

mit unterschiedlichen methodischen Zugängen, je nachdem wie das jeweilige Kind, der jeweilige Klient am besten lernen kann.

Dazu braucht es im Idealfall das nötige Maß an Fachwissen über Assistenzkonzepte für bestimmte spezielle Assistenzbedarfe im Bereich Sozialverhalten (bspw. „Wie setzt ich effektiv Grenzen?“) oder im Bereich Motivation („Wie kann ich effektiv motivieren?“), im Bereich Konzentration oder im Bereich Strukturierung von Lernangeboten („Wie kann ich einen Raum, ein Lernangebot, einen Tagesablauf, ein Arbeitsblatt so strukturieren, dass es verständlich, ansprechend, nicht verunsichernd und einladend wirkt?“) oder im Bereich kognitives, abstraktes Verständnis („Wie kann ich Inhalte so vermitteln und aufbereiten, dass sie praktisch, sinnlich, körperlich erfahrbar und verstehbar sind?“).

Neben den möglichst individuellen und differenzierten Arrangements von Angeboten und

Assistenz ist ein anderer wichtiger Baustein die Frage: Wie helfe ich, Brücken zwischen den sehr verschiedenen Klienten zu bauen?

Wie kann ich Angebote arrangieren, dass Kontaktaufnahme und Austausch und Miteinander notwendig ist? (Gruppenspiele, Gesprächsrunden und: Lernduos, Kinder als Experten für andere Kinder, Tutorien, Patenschaften zwischen Kindern, Besuch eines benachbarten Flüchtlingsheimes udgl.)

Ein typisches inklusives Arrangement ist die stückweise Loslösung der Klienten von der Leitungs-, Erzieher- oder Lehrperson und das möglichst frühe Eintrainieren selbständiger Lernmethoden.



Ein weiteres Merkmal ist Teamarbeit, sprich Zweier-Fachkräfte-Teams plus Assistenten wie Praktikanten, Freiwillige oder Schulhelfer(innen).

Die Hauptaufgabe der Erzieher- und Lehrperson im inklusiven Setting liegt stärker auf der Vorbereitung verschiedener, differenzierter Lernangebote und weniger auf der zentralen Leitung eines Lernangebotes für alle.

Ein weiterer Baustein inklusiven Arbeitens ist die Begleitung und Bearbeitung von Konflikten, die Entwicklung einer demokratischen Kultur, ob in Kleinkindergruppen oder in Erwachsenenbildungsgruppen oder in der Gemeinwesenarbeit. Die Entwicklung einer inklusiven, demokratischen Kultur ist die Grundbedingung für alle Teilnehmer(innen). In einem offenen Kiez-Bildungsangebot bspw. muss die Frage gelöst werden: Wie können wir unsere Angebote so vielseitig und unterschiedlich ansprechend gestalten, dass wir besonders unterschiedliche Bewohner(innen) des Kiezes in unsere Angebote locken können, damit sie sich hier begegnen und Vorurteile voneinander abbauen können, Konflikte offen und moderiert klären können und sich in erster Linie als verantwortliche Kiez-Bürger/innen sehen, unabhängig von Herkunft, religiösem, kulturellen oder etwa intellektuellem Hintergrund.

Neben Konzept- und Praxisveränderung ist die Unterstützung von Haltungs- und Einstellungsentwicklung des einzelnen Mitarbeiters/der einzelnen Mitarbeiterin, des Teams, der Eltern, der Kiez-bewohner(innen) und der Kinder eine Basisvoraussetzung für nachhaltige inklusive Entwicklung.

Ohne inklusive Haltungs- und Wahrnehmungsentwicklung kann keine effektive Praxisveränderung gelingen. Die Auseinandersetzung mit Menschenbild, Haltung, Einstellung und Wahrnehmung kann bspw. in Teamtage, in kommunalen Zukunftskonferenzen, in Elternabenden, in Ausbildung, Weiterbildung und Fortbildung

stattfinden.

Inklusion und Grenzen

Inklusives Arbeiten ist ein anspruchsvolles pädagogisches Arbeiten, das in manchen Phasen den Fachkräften sehr viel abverlangen kann, insbesondere dann, wenn die personellen Ressourcen sehr knapp sind und die Gruppengrößen stark. Dafür erlebt man aber auch in den Phasen, in denen positive Effekte sichtbar werden, eine umso stärkere Bestätigung und Befriedigung.

Weder menschenrechtlich noch vom prozesshaften Inklusionsverständnis her kann es eigentlich grundsätzliche Inklusionsgrenzen geben, höchstens vorübergehende. Diese sollten unbedingt auch vom eigenen Gesundheitsbewusstsein der Fachkräfte geleitet sein: Aufopferung und permanente Verausgabung sind keine professionellen Bausteine. Fachkräfte sollen sich für bessere Umfeldbedingungen und für eigene Weiterbildung und Haltungsentwicklung einsetzen, aber gleichermaßen auch ein feines Gespür für die eigene Belastbarkeit entwickeln. In diesem Gesamtrahmen können inklusive Prozesse mit Geduld und ohne Perfektionismus Stück für Stück gedeihen, ein paar Schritte vor und auch mal einen Schritt zurück. Das ist erlaubt und völlig normal.

Literatur

1. Fuchs, P. (2011): Keine Inklusion ohne Exklusion, keine Exklusion ohne Inklusion. In: G.I.B. Info. Heft 2_2011. o.S. URL: www.fen.ch/texte/gast_fuchs_inklusion-exklusion.pdf
2. Hinz, Andreas. (2007): Vom sonderpädagogischen Verständnis der Integration zum integrationspädagogischen Verständnis der Inklusion!? o.S. URL: www.comenius-regioflip.eu/uploads/media/Vortrag-hinz.2007.pdf
3. Prengel, Annedore: Pädagogik der Vielfalt: Verschiedenheit und Gleichberechtigung in Interkultureller, Feministischer und Integrativer Pädagogik (Schule und Gesellschaft), 3. Auflage, Wiesbaden, 2006
4. Sander, Alfred et al: Kind-Umfeld-Diagnose - ein ökosystemischer Ansatz, St.Ingbert, 1993
5. Stichweh, R. (1997): Inklusion/Exklusion und die Theorie der Weltgesellschaft. In: Rehberg, Karl-Siegbert (Hg.): Differenz und Integration: die Zukunft moderner Gesellschaften, Opladen 1997, S.601-607. URL: <http://www.ssoar.info/ssoar/View/?resid=16897&lang=de>
6. Heinrich-Böll-Stiftung, „Initiative „Hoch inklusiv“, siehe: <http://www.boell.de/wirtschaftsoziales/stadtentwicklung/hochinklusiv-hochinklusiv-zusammenhalteiner-vielfaeltigen-gesellschaft-14753.html>

Angaben zum Autor:

Thomas Fertig, Sonderpädagoge, arbeitet seit über 20 Jahren in unterschiedlichen inklusiven Zusammenhängen, sowohl im Kontext von Behinderung als auch im Kontext von Migration, kultureller Heterogenität in verschiedenen Lebensbereichen. Seit 2009 leitet er den Weiterbildungsgang „Fachkraft für inklusive Pädagogik und Praxis“ an der Universität des Saarlandes, seit 2015 den zusätzlichen Weiterbildungsgang „Begleiter_in für inklusive Prozesse und Systeme“ ebendort. Siehe:

<http://www.uni-saarland.de/einrichtung/zell/inklusion.html>

Außerdem als Berufsschullehrer in Berlin und freiberuflich als Dozent in unterschiedlichen Zusammenhängen tätig. Siehe: www.thomas-fertig.de